

schen Ballast befreien und unter Zuhilfenahme eines technokratischen Kosten-Nutzenkalküls ihre Machtposition im NS-Herrschaftssystem ausdehnen konnten.

Es zeigte sich, daß Pohl und das gesamte System der SS-Verwaltung die zielführenden Handlungsmotive überstrapaziert hatten. Die Weiterverleihung von KL-Häftlingen an Privatfirmen mit dem Ziel, um die Lager herum große Industriekomplexe entstehen zu lassen, war letztlich ebensowenig von Erfolg gekrönt wie der Versuch, einen eigenen großen Rüstungskonzern unter SS-Regie aufzubauen. Nicht nur diese Pläne scheiterten, sondern ab 1942 gerieten auch die bereits existierenden SS-Betriebe in Schwierigkeiten. Trotz formal großer Machtfülle offenbarte sich die mangelnde Handlungsfähigkeit Pohls in Krisenzeiten, wie Schulte zeigen kann. Pohl blieb daher bis zum Ende des NS-Regimes ein Technokrat für Zwangsarbeit und Vernichtung ohne eigene wirtschaftliche Kreativität und ohne unternehmerische Entscheidungsfreude, zudem bis zum Zusammenbruch des Regimes abhängig von Himmler und seinen irrwitzigen Planungen.

Schultes detailreiche, in nüchterner Sprache verfaßte Studie führt die kalte, technokratische Seite der SS und ihres Apparates vor Augen. Für das Funktionieren des NS-Regimes war diese Seite aber ebenso von Bedeutung wie die Terrorinstrumente des RSHA. Zudem zeigt die Studie in aller Deutlichkeit, daß die oft mediokrenen Abteilungsleiter des Wirtschafts- und Verwaltungsapparates ebenso wie Pohl selber überfordert waren, wenn es galt, konzeptionell zu denken und effiziente wirtschaftliche Strategien zu entwickeln. Trotz aller Bemühungen verhedderten sie sich im Kompetenzwirrwarr und in ideologisch überfrachteten Zukunftsphantasien. Damit benennt Schulte nicht nur ein wesentliches Dilemma der SS-Verwaltung, sondern leistet einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis des NS-Regimes und seiner inneren Widersprüche.

Dresden

Harald Wixforth

Joachim S. Heise, *Für Firma, Gott und Vaterland. Betriebliche Kriegszeitschriften im Ersten Weltkrieg: Das Beispiel Hannover* (Hannoversche Studien, Bd. 9), Verlag Hahnsche Buchhandlung, Hannover 2000, 452 S., € 14,00.

Mit Kriegsbeginn wurden Arbeiter und Angestellte zu Soldaten. Dennoch riß die Verbindung zwischen ihnen und den Betrieben nicht ab. Mit Betriebszeitungen festigten die Firmen das Band mit ihren an der Front kämpfenden Angehörigen. Diese schon von den Zeitgenossen wenig beachteten Zeitungen – die Sammler von Kriegspublizistik zeigten nur geringes Interesse – erstmals in den Blick genommen zu haben ist das wesentliche Verdienst dieser an der Universität Hannover entstandenen historischen Dissertation. Am Beispiel der «Leibniz Feldpost» der Firma Bahlsen, die aufgrund der besten Quellenlage zugleich den Schwerpunkt bildet, des «Continental-Kriegsecho», der Kriegs-Beilage der «Hanomag-Nachrichten» und des «kleinen Pelikan» nimmt sich Joachim Heise eine «historisch-sprachwissenschaftliche Bestandsaufnahme» (36) vor und fragt nach der Funktion der Blätter.

Dabei schaut er allerdings durch eine klassenkämpferische Brille, die ihm den Blick erheblich trübt. Unternehmer sind für Heise Bösewichter, die verwerflicher Weise Geld verdienen wollen. Betriebliche Sozialleistungen werden daher als Ausdruck einer «Bevormundungstaktik» gesehen mit dem alleinigen Ziel, Streiks zu vermeiden. Daß sich die Interessen von Unternehmer und Arbeiter in irgendeiner Form treffen konnten, daß es eine Identifikation der Arbeitnehmer mit «ihrem» Unternehmen gegeben haben könnte, wird als Denkfigur nicht in Betracht gezogen. Aus diesen Prämissen folgert Heise für die Kriegszeitschriften, daß die vier untersuchten Unternehmen «den Nutzen und die Notwendigkeit» gesehen hätten, «dem Völkerringen einen betrieblich-nationalen Sinn zu geben» (396) «und den gesellschaftlich-moralischen Ausnahmezustand der Destruktion und des Mordens als Alltäglichkeit [zu erklären] und Notwendigkeit [zu verbrämen]». (395). Worin der Nutzen dieser Sinnstiftung konkret bestanden habe, wird allerdings nicht ausgeführt. Auch,

wie ein «betriebliches Bild des Krieges» (397) aussah, das alle Kriegszeitschriften zu vermitteln versucht hätten, bleibt unklar.

Diese Phrasen können nicht verdecken, daß wesentliche Fragen offenbleiben. Das liegt auch daran, daß Heise rein textimmanent arbeitet, die Inhalte der betrieblichen Kriegszeitschriften also nicht mit anderen Publikationen der Zeit vergleicht und sie auch nicht mit anderen Quellen, etwa Korrespondenz, internen Denkschriften und Anweisungen, Zensurbestimmungen o. ä., aufschließt. Das mag mindestens teilweise durchaus ein Quellenproblem sein, wird jedoch nirgends thematisiert.

Zusätzlich getrübt wird der Lesegenuß durch die Ausdrucksweise. Unnötige Anglizismen (z. B.: «state of the art» statt «Forschungsstand») tragen dazu bei, eine bemühte Begrifflichkeit («Diskursstrang» statt «Thema»), und vor allem die Synonyme, die der Autor verwendet. Wie kann man gleichzeitig allen Nationalismus als obrigkeit gelenkte Propaganda auffassen und den Krieg in jedem zweiten Satz als «Völkerringen» bezeichnen? Kaum besser ist es, für Soldaten ständig «Feldgrau» oder «Firmenkrieger» einzusetzen.

Die ausführlichen Quellenzitate zeigen dabei, daß die betrieblichen Kriegszeitschriften inhaltlich der allgemeinen Stimmung während des Krieges entsprechen: Sie spiegeln den Hurratriotismus und die Ernüchterung, den Versuch, einen metaphysischen Sinn im Krieg zu finden, die Erwartung einer katharsischen Wirkung und auch den Umgang mit den existentiellen Erfahrungen des Krieges: mit Tod und Verwundung. Daneben boten sie den Soldaten ein Heimaterlebnis, indem sie an die Kommunikationsstrukturen der Vorkriegszeit anknüpften und so versuchten, die Trennung zwischen Zivilisten und Soldaten aufzuheben oder zumindest zu verringern. Die Feldpostbriefe spiegeln das Bedürfnis nach Sinngebung, nach Halt und ganz einfach nach Trost angesichts existentieller Bedrohung. Das sieht der Autor allerdings nicht, es interessiert ihn wohl auch nicht. Statt dessen macht er ein Bestreben der Firmen aus, den «betrieblichen Burgfrieden» zu festigen (400), wobei man sich allerdings fragt, wie die Soldaten von der Front aus für diesen eine Bedrohung gewesen sein sollen. Auch, daß die Gazetten «in einem hohen Maße» «der Fortführung und Verlänge-

rung des Krieges» (401) gedient hätten, ist wohl mindestens übertrieben.

Frankfurt am Main

Barbara Wolbring

Gabriele Teichmann/Gisela Völger (Hrsg.), *Faszination Orient: Max von Oppenheim – Forscher, Sammler, Diplomat*, Dumont Buchverlag, Köln 2001, 431 S., € 39,88.

Es gehört zu den besonderen Eigenarten der führenden Privatbankiers des 19. Jahrhunderts, daß sie nicht nur die Wirtschafts- und Firmengeschichte maßgeblich mitgestalteten, sondern auch für die Kulturgeschichte von erheblichem Einfluß waren. Dies galt vor allem für jene Privatbankiers, die jüdischer Herkunft waren, sich aber im Laufe des 19. Jahrhunderts von diesen Ursprüngen mehr und mehr distanzieren, sich an ihr dominierendes soziales Umfeld anpaßten und häufig auch zu einer christlichen Konfession konvertierten. Herausragende Kulturleistungen waren noch mehr als unternehmerischer Erfolg und erlangter Wohlstand dazu geeignet, die Verbundenheit mit der Gesellschaft und Nation zu unterstreichen, deren Teil man geworden war. Vor immer wieder auftretenden antisemitischen Attacken schützten freilich auch sie nicht.

Berühmtestes Beispiel einer solchen Bankierfamilie sind die Mendelssohns. Abraham Mendelssohn Bartholdy hatte dem Bankgeschäft und der jüdischen Religion den Rücken gekehrt, um sich ganz der Ausbildung seiner hochbegabten Kinder Felix und Fanny zu widmen. Der Rest ist Musikgeschichte. Kaum minder bekannt ist Aby Warburg, der zugunsten seines jüngeren Bruders Max auf die Leitung des Hamburger Bankhauses verzichtete, um an der Seite einer protestantischen Frau sein Lebenswerk ganz ins Zeichen der Erforschung der Kulturgeschichte der Renaissance zu stellen. Beide Lebenswege, der der Mendelssohn Bartholdys wie der Warburgs, sind ohne die finanziellen Ressourcen ihrer Familien und der damit verbundenen Bankhäuser undenkbar.

Gleiches gilt auch für die Biographie des Diplomaten, Orientalisten und Archäologen Max von Oppenheim. Auch sie ist nicht zu trennen von der Geschichte seiner Familie und ihrer